

Der paratextuelle Aufbau der Autobiographie

Carsten Heinze

1. Einleitung

Die Autobiographie ist in der sozialwissenschaftlichen Biographieforschung auf methodologischer und theoretischer Ebene bisher kaum behandelt worden. Zwar ist sie als empirische Quelle neben dem narrativen Interview Gegenstand zahlreicher biographiewissenschaftlicher Untersuchungen und sie wird in der Fachliteratur als biographische Gattungsform immer wieder genannt, jedoch bleiben sowohl ihr ästhetisch-performativer Aufbau als auch ihre soziologischen und historischen Text-Kontext-Relationen als autobiographisches ‚Übersetzungsverhältnis‘ von vergangener Ereignis/Erlebnis und gegenwärtiger Erinnerungsarbeit weitgehend unreflektiert.¹ Umgekehrt greift die Literaturwissenschaft schon seit einiger Zeit sozialwissenschaftliche Konzepte auf (vgl. Wagner-Egelhaaf 2005). Das Fehlen methodischer Konzeptualisierungen in der Biographieforschung, auf das sowohl Th. Schulze (vgl. Schulze 1993, 128-129) als auch H. Thomae hingewiesen haben (vgl. Thomae 1999, 77), ist umso erstaunlicher, als es sich bei der Autobiographie um ein spezifisches ‚biographisches Format‘ (vgl. Alheit/Brandt 2006, 11) handelt², in dessen komplexem Aufbau und Inhalt erfahrungsgeschichtliche, historische, literarische, ästhetische, lebensphilosophische, soziale und selbstdarstellerische Dimensionen mit einer langen kulturgeschichtlichen Tradition verbunden werden. Das empirische Material liegt darüber hinaus ‚quasi-natürlich‘ und unbeeinflusst von einer äußeren wissenschaftlichen Befragungssituation vor, ist über den allgemeinen Buchmarkt erhältlich und ist dadurch nicht nur dem Biographieforscher als exklusive Quelle, sondern auch einer interessierten Öffentlichkeit – dem ‚virtuellen‘ Leser als Adressat (vgl. Genette 2000, 245) – zugänglich. Die sozialkommunikative Intention der autobiographischen Selbstpräsentation in Richtung einer interessierten Öffentlichkeit macht die Autobiographie angesichts ihrer mittlerweile massenmedialen Verbreitung zu einer exponierten Form des

- 1 Eine inhaltliche Konzeptualisierung der Autobiographie unter dem Begriff autobiographische Lebenskonstruktionen habe ich in meiner in Kürze im VS-Verlag für Sozialwissenschaften erscheinenden Dissertation vorgenommen. Vgl. Heinze 2006.
- 2 Fuchs-Heinritz unterscheidet zur Bestimmung ‚biographischer Formate‘ verschiedene institutionelle Kontexte, in denen Biographisches wirksam wird (vgl. Fuchs-Heinritz 2000, 22-24). Die gedruckte und veröffentlichte Autobiographie ist primär in den Institutionen Verlag und Buchmarkt verankert. Insofern kann man mit Th. Luckmann die Autobiographie als eine ‚kommunikative Gattung‘ bezeichnen, die sowohl in ihrer Binnenstruktur als auch in ihrer Außenstruktur bestimmten Gesetzmäßigkeiten und Regeln folgt (vgl. Luckmann 2002, 167) und, so könnte man mit Bourdieu hinzufügen, sich in bestimmten sozialen ‚Feldern‘ bewegt. Verleger und Leser, aber auch Familienangehörige, Freunde etc. stellen innerhalb dieser institutionellen Bezugfelder der autobiographischen Selbstpräsentation die primären Bezugsgruppen des Autors dar (vgl. zum Verhältnis Literatur und Gesellschaft, Jaumann 2002, 1030-1053).

lebensgeschichtlichen Erfahrungsaustauschs. Für die *zeitgenössisch-moderne* Autobiographie gilt, dass durch sie sowohl kollektive als auch individuelle Identitäten angesprochen werden, wodurch eine spezifische Kommunikationsbeziehung zum Leser durch gemeinsam geteilte gesellschaftliche Horizonte und Gegebenheiten aufgebaut wird. Dies zeigt sich besonders in der paratextuellen Inszenierung eines Autors³ und seines Bezugsfeldes. Ihr homogenisierender massenmedialer Charakter auf der einen sowie die individualisierenden Abgrenzungen gegeneinander auf der anderen Seite erfordern es, das *Layout* der Autobiographie, das bereits eine Vielzahl von Informationen enthält, näher zu betrachten.⁴ Textuelle und visuelle Anreize und Leseweisempfehlungen sorgen für erste kommunikative Bezüge zum potentiellen Leserkreis, wodurch dieser in seiner Rezeptionsweise perspektiviert werden soll. Diese konstitutiven Bestandteile des Layouts, die Bedingungen ihres Zustandekommens sowie der durch sie angesprochene Personenkreis als Zielgruppe (sofern sich diese bestimmen lässt) unterscheiden die Autobiographie vom ‚künstlich‘ erzeugten narrativen Interview.⁵ Die kommunikationstheoretische Differenz zwischen Autobiographie und narrativem Interview liegt in den unterschiedlichen Bedingungen der Sprecher(Sender)-Signal-Hörer(Empfänger)-Situation (vgl. Schützeichel 2004, 22-30), die zwischen Interviewer-Interviewtem in der realen, nach wissenschaftlichen Regeln hergestellten Interviewsituation auf der einen und der virtuellen Intention-/Rezeptionssituation zwischen einem Autor-Text-Leser auf der anderen Seite wirksam wird, oder anders ausgedrückt: Die formalen äußeren Elemente der Autobiographie konstituieren und bestimmen im hohen Maße den potentiellen Rezipientenkreis und verpflichten den Leser auf das Lesen einer Autobiographie (Lebensgeschichte), während beim narrativen Interview das Verfahren als Gestaltungsprozess zwischen Interpret und Interpretiertem im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Datengenerierung steht. Intention, Motivation, Rahmenbedingungen des Zustandekommens und mediale Aufbereitung sind also die zentralen Unterscheidungskriterien. Die Funktionsanalyse des *äußeren* Aufbaus der Autobiographie überschneidet sich mit dem zentralen Anliegen der soziologischen Kommunikationssoziologie, deren Erkenntnisinteresse vor allem auf den strukturellen Faktoren sozialer Kommunikation liegt (vgl. Schützeichel 2004, 62). Eine Untersuchung der Autobiographie als Selbstdarstellungsmedium ist wenig aussichtsreich, bezöge man nicht die andere Seite, den Leser als Adressaten, in die Analyse mit ein. Aus den kommunikativen Schnittstellen Autor-Text/Buch-Leser resultiert das für die Autobiographie im Sinne Elias (vgl. Elias 2004) als *figurative* Verflechtung zu bezeichnende, idealtypische Beziehungsverhältnis zwischen Autor und Leser, das im späteren Verlauf des Rezeptionsprozesses – dem ‚Akt des Lesens‘

3 Da es sich bei meinen späteren Fallbeispielen um zwei männliche Autobiographen handelt, verzichte ich im Rahmen dieses Beitrags auf geschlechtsspezifische Unterscheidungen.

4 In Anlehnung an G. Simmels ‚Bilderrahmen‘ bemerkt H. Paetzold, dass Rahmen und Rahmungen Distanz zu ihrer Umwelt schaffen, gleichzeitig aber auch Abgrenzungen gegenüber anderen Werken konstituieren (vgl. Paetzold 2001, 248).

5 Nicht umsonst weist F. Schütze darauf hin, dass es beim narrativen Verfahren der ‚autobiographischen Stegreiferzählung‘ darauf ankomme, sich auf den „Strom des Nacherlebens“ ohne „kalkulierte, vorbereitete bzw. zu Legitimationszwecken bereits oftmals präsentierte Geschichte zur Erzählfolie“ einzulassen (vgl. Schütze 1984, 78). In diesem Paradigma liegt ein weiterer entscheidender Unterschied zum autobiographischen Schreibprozess, der eine sehr viel komplexere Struktur durch das Einbeziehen weiterer Quellen wie dem Tagebuch aufweist und möglicherweise lange Entstehungszeiträume und wiederholte Modulationen einschließt.

– eine innere Dynamik entfaltet und auf diese Weise die Aufmerksamkeiten des Lesers in der Verschmelzung verschiedener textexterner und textinterner Horizonte lenkt.⁶ Die phänomenologische Rezeptionsästhetik W. Iser (vgl. Iser 1994) hat diese Aufmerksamkeitsverflechtungen auf der Basis kommunikativer Beziehungen zwischen Text und Leser detailliert analysiert.

2. Paratexte als parergonaler Rahmen der Autobiographie

Dieser Beitrag beschäftigt sich mit den kommunikativen Elementen des äußeren Layouts des Buches – dem paratextuellen Aufbau der Autobiographie und dessen performativen Ästhetisierungen. Die Relevanz *autobiographischer* Paratexte für die Autor-Leser-Kommunikation resultiert aus ihrer selbstaffirmativen, gleichsam performativen Funktion autobiographischer Selbstverpflichtungen, einer relationalen Identitätskonstruktion zwischen der unendlichen und nicht greifbaren Lebensvergangenheit außerhalb und der gegenwartsabhängigen narrativen Aufarbeitung innerhalb des autobiographischen Textes. Darüber hinaus verkörpern sie die Aufforderung, den autobiographischen Kommunikationsprozess ‚gelingen‘ zu lassen, den Leser auf das Lesen einer ‚Autobiographie‘ zu verpflichten. Autobiographische Paratexte als Relais zwischen außertextuellen Wirklichkeiten und innertextuellen Identifikationen beziehen ihre Besonderheit aus den Kerncharakteristika der Autobiographie als literarische Gattungsform: Autor und Erzähler sowie Erzähler und Hauptfigur sind identisch, es handelt sich um eine individuelle Lebensgeschichte, in Prosa verfasst, die Erzählperspektive ist retrospektiv (vgl. Lejeune 1998, 215-216).⁷ Autobiographische Paratexte dienen dazu, so lässt sich schließen, die ‚reale Person‘ des Autors in Form ästhetischer ‚Übersetzungen‘ zu inszenieren und dabei gleichzeitig dessen Referentialität zu außertextuellen lebensgeschichtlichen Horizonten zu verbürgen. Sie bilden die Grundlage der kommunikativen Beziehung zwischen Autor und Leser. Die aus der Alltagslogik abgeleitete Vorstellung von Authentizität, Identität, Glaubwürdigkeit und ‚Wahrheit‘ entscheidet über das Gelingen autobiographischer Kommunikationen, erkenntnistheoretische Subjekt-Kategorien also, deren zeitliche und räumliche Bestimmung im Zeichen von Dekonstruktivismus und poststrukturalistischer Diskursanalyse nicht ganz unproblematisch sind (vgl. Wagner-Egelhaaf 2005, 70-82).

Der Begriff ‚Paratexte‘ (gr. *pará*: neben; über...hinaus; lat. *textus*: Gewebe, Zusammenhang) fungiert in der Literaturwissenschaft als Sammelbegriff zur Kenn-

6 Auf die weitreichenden figurationssoziologischen Implikationen des Autor-Text/Buch-Leser-Verhältnisses kann hier nur am Rande hingewiesen werden. Figurationen entstehen für Elias aus der Vielzahl der menschlichen Verhältnisse, die sich in verschiedenen Situationen und zu unterschiedlichen Zeitpunkten aus ihrer wechselseitigen Bezogenheit aufeinander ergeben (vgl. Elias 1999, 39-48). Sie stellen zwischenmenschliche Beziehungsgeflechte dar, deren Existenz labil und oftmals zeitlich begrenzt ist (vgl. Elias 2004, 140-141). Aus ihnen entstehen funktionale Beziehungen des gesellschaftlichen Austauschs, die von Elias als soziale Relationen beschrieben werden (vgl. ebd., 81). Fasst man idealtypisch das Autor-Leser-Verhältnis als soziale Figuration auf, in der Austausch- und Rezeptionsprozesse gleichsam deren Rezeptionsstrukturen prägen, so wird sehr schnell deutlich, dass diese Figuration historischen Veränderungen und Wandlungen unterliegt. Vergegenwärtigt man sich weiter die mögliche Vielzahl synchroner und diachroner Beziehungsverflechtungen, wie sie exemplarisch für Figurationen von Elias durchgerechnet worden sind (vgl. Elias 2004, 107, Tabelle 1), so erhält man einen Eindruck möglicher Rezeptionspotentiale einer Autobiographie.

7 Zur Kritik dieses Modells und seines begrenzten literarischen Erfassungsspielraums vgl. Waldmann 2000, 105.

zeichnung von ‚Transtextualität‘/‚Intertextualität‘. Hierunter werden alle ‚Kommentartexte‘ und Ausschmückungen zum eigentlichen Haupttext gefasst, die als ‚Lektüresteuernde Hilfsmittel‘ editorische Informationen und Interpretationen liefern und auf einen ‚Adressat‘, das ‚Publikum‘ gerichtet sind (vgl. Genette 2001, 16).⁸ Vor allem das Layout als ornamentale ‚Schmuckfunktion‘ fällt unter die Kategorie Paratext (vgl. Nünning 2001, 491). Literaturhistorisch betrachtet hatte das ehemals kunstvoll gestaltete ‚Frontispiz‘, die Ornamentik und Graphik der Buchgestaltung, zur Inszenierung des Autors profilierende Individualisierungsfunktionen; Dugast bezeichnet daher diesen Teil auch als ‚übersteigerte Ornamentik‘ (vgl. Dugast 2001, 104). Der Literaturwissenschaftler G. Genette, der den Begriff ‚Paratexte‘ maßgeblich prägte, spricht vom ‚Beiwerk des Buches‘ als dessen elementarer äußerer Bestandteil. Zu den Paratexten gehören vor allem Titel/Untertitel, Gattungsbezeichnungen, Widmungen/Mottos, Waschzettel, Vorworte, Bild- und Dokumentenmaterial u. ä. (vgl. Genette 2001, 22-40).

Paratexte werden unterteilt in Peritexte – das sind alle Texte am, im und um den Haupttext – und die dazugehörigen Epitexte – das sind alle Texte, die sich in einem äußeren Diskursraum rund um das Buch anordnen, wie Kritiken, Buchbesprechungen, Interviews etc. (vgl. Genette 2001, 12-13), demnach nur auf mittelbare Weise zum Bestandteil des Buches werden.⁹ Paratexte bestehen also aus Peritexten und Epitexten, wobei hier nur die autobiographischen *Peritexte* besprochen werden sollen.¹⁰ Die autobiographischen Paratexte leiten ein, kommentieren, erläutern, präsentieren und machen durch ihre ab- und einschließende Funktion aus einem Text erst ein Buch, das derart gestaltet vor den potentiellen Leser/in, im weitesten Sinne vor die potentielle Öffentlichkeit tritt (vgl. ebd., 9-10). Für die Gestaltung der Paratexte zeichnet nicht nur der Autor verantwortlich, sondern sie unterliegt vor allem editorischen Erwägungen.¹¹ Die ‚öffentlichen Paratexte‘ richten sich an die Gesamtheit einer interessierten Öffentlichkeit und sind i. d. Regel assertorisch oder deklarativ. Im Gegensatz dazu wendet sich der ‚private‘ Paratext in Form von autopoietischen Kommentaren, Selbstgesprächen oder Zueignungen an die eigene Adresse oder nahe stehende Adressaten, den Autor oder das intime Umfeld selbst, und wird somit auch ‚intimer Paratext‘ genannt (vgl. ebd., 16). Dies ist beispielsweise bei Widmungen und Mottos der Fall.

Paratexte fungieren als Schwellen und *parergonale* Grenzlinien, die einerseits auf die innere Struktur des Textes verweisen, andererseits aus ihr hinaus führen und so

8 Im gewissen Sinne kann man autobiographische Paratexte mit dem vergleichen, was Bude als ‚biographische Lebenskonstruktionen‘ bezeichnet (vgl. Bude 1984; 1999). Während der Biographieforscher in der Rolle des Interviewers diese Lebenskonstruktionen aus dem Material des narrativen Interviews exzerpiert, gestaltet der Verleger die autobiographischen Paratexte auf der Grundlage des autobiographischen Haupttextes.

9 Jeder Epitext eines Buches gehört aufgrund seiner unentwirrbaren Verflochtenheit mit dem Peri- bzw. Haupttext zum Textgeschehen dazu: „Es gibt, anders gesagt, nichts außerhalb des Textes, und daher ist jeder Text ein Text über einen Text unter einem Text – ohne festgesetzte Hierarchie.“ (Bennington/Derrida 1994, 101)

10 Ich werde im weiteren Verlauf weiterhin von den Paratexten der Autobiographie sprechen, obwohl im engeren Sinne hiermit nur deren Peritexte gemeint sind.

11 Hierzu gehören vor allem ökonomische Vermarktungsstrategien, die besonders im ‚Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit‘ (Benjamin) für das Massenmedium Buch gelten und Besonderheiten wie Format- und Papierwahl in den Hintergrund treten lassen (vgl. Dugast 2001, 101).

individuelle und gesellschaftliche Diskurse nach innen und außen miteinander verschränken (vgl. ebd., 20-21). Sie bewegen sich in ihrem performativen Aufführungs- und Vollzugscharakter zwischen sprachphilosophischen Konzepten der Sprechakttheorie und kulturwissenschaftlichen Konzepten theatraler Inszenierungsstrategien (vgl. hierzu: Wirth 2002, 9-60). Fasst man diese selbstsetzende Durchgangsfunktion autobiographischer Paratexte in eine Allegorie G. Simmels, so bilden die Paratexte des Buches gleichzeitig ‚Brücke‘ und ‚Tür‘: Während die Brücke das Element des Übergangs zweier vorhandener ‚Ufer‘ symbolisiert, somit immer schon Bekanntes und Vorhandenes, die verschiedenen ‚Ufer‘ des Lebens miteinander verbindet und somit der ‚Landschaft‘ ihre Form und Struktur verleiht, markiert die ‚Tür‘ die Schwelle und Grenzlinie zwischen Endlichkeit und Unendlichkeit als Durchgang zwischen einem Innen und einem Außen (vgl. Simmel 1957, 7-11). Insofern ist die ‚Tür‘ parergonale Grenzlinie, die gleichzeitig hineinführt und hinausweist, die ‚Brücke‘ hingegen das formgebende Prinzip, das verstreut Liegendes miteinander verbindet: „Die Formen, die die Dynamik unseres Lebens beherrschen, werden so durch Brücke und Tür in die feste Dauer anschaulicher Gestaltung übergeführt (...). Auf die gegensätzlichen Betonungen angesehen, die in ihrem Eindruck herrschen, zeigt die Brücke, wie der Mensch die Geschiedenheit des bloß natürlichen Seins vereinheitlicht, die Tür, wie er die uniforme, kontinuierliche Einheit des natürlichen Seins scheidet (ebd., 11).“ Paratexte sind in diesem Sinne symbolische Verdichtungen und nehmen semiotische Aspekte der Lebensgeschichte in ihre *parergonalen* Grenzlinienkonstruktionen zwischen ‚realer Person‘, Autor und ‚beschriebener Person‘ auf. Als künstliche Rahmung und Ornamentik der Autobiographie haben sie die besondere Funktion, eine ‚Überbrückung‘ zwischen ‚realer Person‘ und der Rolle des Autors zu übernehmen. Der Buchumschlag in seiner abgeschlossenen, begrenzten und begrenzenden Form verstärkt den Eindruck dieser ‚Tür‘-Funktion, in dem durch Auf- und Zuschlagen gleichsam die Bewegung einer sich öffnenden oder schließenden Tür nachgeahmt wird.

Sind also Paratexte die ornamentale ‚Rahmung‘ des Buches, so markiert dieser die Position – den Ort und den Status – als ‚operationale Logik der Grenze‘ (vgl. Dünkelsbühler 1991, 208). Die Topologie des Rahmens als Struktur unterstreicht die binäre Grenzziehung zwischen einem Innen und einem Außen. Dieses Denken in oppositionellen Codes setzt ein starres Identitätskonzept von Zugehörigkeit und Nicht-Zugehörigkeit voraus und wird somit der reziproken Dynamik von Rahmungen als komplexe ‚Übersetzungen‘ – als ‚Brücken‘-Funktion – nicht gerecht. In modernen Werken ‚spielt‘ der Paratext mit seinem Haupttext und umgekehrt, er korrespondiert mit ihm auf allen Ebenen und damit gleichzeitig mit dem Leser (Dugast 2001, 110). Ästhetisierungen als Profilgestaltungen spielen sich zunehmend, vor allem wegen der Ausweitung der visuellen Dimension, an den paratextuellen Rändern ab. Daher schlägt Dünkelsbühler die analoge Verwendung des dynamischeren Begriffs ‚Parergon‘¹² (gr.: Beiwerk, Zusatz, hors d’œuvre, Anhang; *par*: am Rand entlang, aber auch dagegen; *ergon*: Werk, Kunstwerk, Arbeit) vor, worin die Übersetzung vom Rahmen zum Parergon als lediglich eine semantische Möglichkeit angelegt ist. Parergon bezieht sich demnach auf das oszillierende und transitorische ‚Dazwischen‘, durch das

12 Der Begriff ‚Parergon‘ geht auf die Ästhetik Kants in der ‚Kritik der Urteilskraft‘ zurück (vgl. Dünkelsbühler 1991, 209). Vgl. dazu auch Wirth 2004, 622-628.

‚Über-Setzungen‘ durch einen Prozess des Austauschs vorgenommen werden (vgl. ebd.). Rahmen und Text, Parergon und Ergon sind als sich wechselseitig durchdringende Verschmelzung von Neben- und Hauptsache zu denken (vgl. Raulet/Schmidt 2001, 8). Parergon bezeichnet also die prozessualen Grenzlinien, die Eigenes, ‚Eigentliches‘ und Fremdes respektive Anderes trennen (vgl. Dünkelsbühler 1991, 210). An dieser Stelle besteht jedoch ein wesentlicher Unterschied zu der Grenzlinienfunktion der autobiographischen Paratexte, da diese zwar in der Trope der ‚Über-Setzung‘ gefasst werden können, dabei jedoch ein relationales Identitätsverhältnis von Außen und Innen – der ‚realen‘ Person und der ‚beschriebenen‘ Person – miteinander zu begründen suchen. Ohne hier die bereits angedeuteten erkenntnistheoretischen Schwierigkeiten, die mit der Bestimmung der ‚realen Person‘ im Verhältnis zur ‚beschriebenen Person‘ zusammenhängen, näher erläutern zu können, sei auf die primäre Funktion der Grenzlinienziehung hingewiesen, die die horizontale Uneinholbarkeit und kontingente Offenheit der ‚realen Person‘ von der künstlich erzeugten Geschlossenheit und Materialisierung der ‚beschriebenen Person‘ in der Autobiographie markieren: „Indem der Rahmen etwas einrahmt, *gibt* er dieser Sache einen *Ort*, fast ist man versucht zu sagen, daß er dem Eingerahmten seinen Ort über-gibt. Durch das Einrahmen werden die essentiellen, weil determinierenden Grenzlinien durch den Rahmen konstituiert, er hält das Eingerahmte auf diese Weise zusammen, macht daraus ein Ganzes, eine Einheit, die so – qua Definierbarkeit – zur Einheit wird. Anders gesagt: der Rahmen macht das Eingerahmte *nenn-* und konzeptualisierbar und konstituiert so – abgekürzt gesagt – dessen *Identität* – durch die Namen- und Umgebung (ebd., 210-211).“ Die hieraus resultierende ‚intrinsische Abhängigkeit‘ von Gerahmtem und rahmender Grenzlinie an deren Innenseite – zwischen Haupttext und Paratext – bedeutet, dass die autobiographischen Paratexte und der autobiographische Haupttext in einem untrennbaren Verhältnis zueinander stehen und sich wechselseitig aufeinander beziehen. Andererseits stellt sich die Frage, wie die Außenseite der rahmenden Grenzlinie mit der ‚realen Person‘ und der Umwelt in Beziehung steht, aber auch, wie die Außenseite als Kommunikationsfunktion die Beziehung zum Leser herstellt. Paetzold beantwortet diese Frage mit der rezeptionsästhetischen ‚Wirksamkeit‘ parergonaler Gestaltung, die das ‚Werk‘ erst in seiner Form zur Geltung kommen lässt: „Das Parergon, der Zierrat, verrät einen Mangel des Werkes selbst. Das Werk bedarf des Parergons, um seine Energie, seine Wirksamkeit zu entfalten. Es gibt legitime Parerga, welche die Vorstellung, die das Werk auslöst, begleiten und erweitern. Davon abzuheben sind die pathologischen Parerga, bei denen der Sinnesreiz überwiegt (Paetzold 2001, 263).“

Die ‚Über-Setzung‘ bildet die gedachte Schnittstelle, an der die konstruktiv-kulturellen Übersetzungsleistungen von ‚*Lebenserfahrungen*‘ in *autobiographische Texte* stattfinden. Sie stiftet im autobiographischen Zusammenhang über die rahmenden Grenzlinien der Paratexte hinweg die Identität der Lebensgeschichte nach innen in Abgrenzung zur allgemeinen, vergangenen und materiell nicht fassbaren totalen ‚Lebensgesamtheit aller Erfahrungen‘ nach außen: Die Vergangenheit ist grundsätzlich leer und verlebendigt sich erst durch reflexives Erinnern. W. Benjamin hat die Aufgabe des Übersetzers in einem berühmten Essay beschrieben (vgl. Benjamin 1992). Die Übersetzung – im Sinne der Paratexte als ‚Über-Setzung‘ – geht in seinen Ausführungen aus dem lebendigen Original hervor, ohne es jemals erreichen zu können. Derrida spricht im Anschluss an Benjamin von einem ‚Verschuldungsverhältnis‘,

in dem die Übersetzung zum Original stehe (vgl. Bennington/Derrida 1994, 175). Jedoch ist das Überdauernde der Übersetzung hierbei nicht ‚das Leben an sich‘, sondern dessen Zweckmäßigkeiten, die in einem höheren Zweck – hier: der vergegenwärtigten Sinnggebung des eigenen Lebens und deren Adressierung an eine potentielle Öffentlichkeit – ihre Entsprechung finden. Die Übersetzung stellt also die Essentialitäten des Originals nach, ohne hiervon jemals ein getreues Abbild sein zu können: „Um das echte Verhältnis zwischen Original und Übersetzung zu erfassen, ist eine Erwägung anzustellen, deren Absicht durchaus den Gedankengängen analog ist, in denen die Erkenntniskritik die Unmöglichkeit einer Abbildtheorie zu erweisen hat. Wird dort gezeigt, daß es in der Erkenntnis keine Objektivität und sogar noch nicht einmal den Anspruch darauf geben könnte, wenn sie in Abbildern des Wirklichen bestünde, so ist hier erweisbar, dass keine Übersetzung möglich wäre, wenn sie Ähnlichkeit mit dem Original ihrem letzten Wesen nach anstreben würde (ebd., 54).“ Die Autobiographie kann also gar nicht ‚Ähnlichkeit mit dem Original‘ anstreben, da sie sich dadurch selbst aufheben und als retrospektives Medium verschwinden würde, denn sie wäre in diesem Fall das kontingente Leben als Mimesis selbst und nicht eine Konstruktion desselben. Alle Zweckmäßigkeiten der Übersetzung laufen lediglich auf den ‚Ausdruck des Wesens‘ hinaus, auf die ‚Darstellung seiner [nachträglichen] Bedeutung‘ (vgl. ebd., 53). Die Übersetzung sucht nach *Sinn*wiedergabe des Originals, obwohl sie an dieses niemals heranreichen kann, da es in seiner einmaligen Performanz gleichsam aufleuchtet und wieder entschwindet (vgl. ebd., 60). Daher streift die Übersetzung nur in einem kurzen Moment das Original als Symbol, ohne es jemals einfangen zu können. Der Autobiograph arbeitet in diesem Sinne als ‚Über-Setzer‘ an einer künstlich erzeugten Transformation des Lebens in einen autobiographischen Text, dessen transitives Eintrittstor durch die autobiographischen Paratexte markiert wird.

Autobiographische Paratexte ‚inszenieren‘ ihren Gegenstand – den Haupttext als ‚Über-Setzung‘ von *Lebensdimensionen und -horizonten* – in symbolisch verdichteter Form und oszillieren gleichzeitig um den (scheinbar) ‚realen‘ Referenzpunkt dessen, was man als ‚autobiographischen Pakt‘ bezeichnet. Dabei gilt entsprechend Benjamins Diktum für den inszenierten Inhalt: „Weder verfälscht die Inszenierung schlichtweg das, was sie zur Erscheinung bringt, noch ist sie das alleinige Wahre, der Wahrheit des ‚Wesens‘ entgegengesetzt, noch geht sie unterschiedslos in das ‚Wesen‘ über, sondern sie ist sein gleichwertiger Gegenpart.“ (Früchtl 2001, 22)

3. Paratexte als ‚autobiographischer Pakt‘

Die Gestaltung von autobiographischen Paratexten hat Auswirkungen auf die Beziehung zwischen dem Autor und seinem Leser. Über sie wird die primäre Kommunikationssituation hergestellt und prädisponiert. Lejeune definiert dieses paratextuelle Bezugsverhältnis als Kontrakt – den ‚autobiographischen Pakt‘ –, durch den der Autor sich in erster Linie über die Identität des Namens gegenüber seinen Lesern verpflichtet, dass ‚reale‘ und ‚beschriebene Person‘ identisch seien, die Darstellung also einem ‚realen‘ Erfahrungskontext entspringe. Diese Verpflichtung werde, so Lejeune, sichtbar als ‚performative Äußerung‘ eines Sprechakts (vgl. Austin 1975, 248) über die äußere Applikation des Eigennamens auf dem Titelblatt des Buches erreicht: „Sobald man das Titelblatt samt Autorennamen zum Bestandteil des Textes macht, verfügt

man über ein allgemeines Textkriterium, die Identität des *Namens* (Autor-Erzähler-Figur). Der autobiographische Pakt ist die Bestätigung dieser Identität im Text, in letzter Instanz zurückverweisend auf den *Namen* des Autors auf dem Titelblatt.“ (Lejeune 1998, 231) Der Name steht somit ‚im Dienst‘ des Textes (vgl. Genette 2001, 43-45), er symbolisiert die ‚Brücke‘ zwischen Textgeschehen und Erfahrungskontext. Der Name als Referenz und Bezugspunkt der dargestellten Lebensgeschichte hat also in der Autobiographie die kommunikative Funktion einer Identitätsdeklaration. Er gibt darüber hinaus Auskunft über Geschlecht, soziale Herkunft und gesellschaftliche Position. Die sozialen Referenzen, die sich aus dem Namen als netzwerkartige Zuschreibungen ergeben, sind in der Auffassung des Biographiekritikers P. Bourdieu die einzigen, die als biographischer Bezugspunkt gelten können (vgl. Bourdieu 2000, 54-55).

Der Name als zentraler Bestandteil des Buchumschlags ist im Sinne der Sprechakttheorie J. Searles bereits ein ‚illokutionärer Sprechakt‘ mit verbindlicher Wirkung (vgl. Searle 2002, 84-85) und insofern ein ‚regelgeleiteter‘ Sprechakt, da dieser quasi als Gesetz innerhalb des sprachlichen Regelsystems ‚Autobiographie‘ die Identität von ‚realer‘ und ‚beschriebener‘ Person verbürgt.¹³ Die gattungsspezifische Vertragsverbindlichkeit des Namens in der autobiographischen Kommunikation, so kann mit J. Searle geschlossen werden, macht die Autobiographie erst zu einem sichtbaren Medium eines selbsterlebenden Ichs. Die Instanz des Autornamens als Referenzpunkt zur Identifizierung der ‚realen Person‘ mit der ‚beschriebenen Person‘ über die vermittelnde Rolle des schreibenden Autors ist spätestens seit Foucault in die Kritik geraten (vgl. Foucault, 1996). Für ihn ist der Begriff des Autors im Wesentlichen eine Funktion, die sich vor allem über ihre juristische Funktion begreifen lässt (vgl. ebd., 238-242), und erst in verschiedenen Diskursen konstruiert wird. Für R. Barthes, der den ‚Tod des Autors‘ in den 1960er Jahren verkündete, wird der ‚AUTOR‘ erst während des Schreibprozesses im ‚Hier und Jetzt‘ durch die performative Äußerung geboren, ohne eine substantielle Verankerung im Vorher oder Nachher zu haben (vgl. Barthes 2002, 107). Er besteht für Barthes als virtuelle Größe lediglich aus einem Gewebe von Zitaten und Umschreibungen innerhalb eines Textes, die verschiedene kulturelle und zeitliche Formen des Sprechens miteinander verbinden (vgl. ebd., 108). Der ‚AUTOR‘ ist aus dieser Perspektive lediglich ein *Effekt* sprachlicher Zeichenfolge. Derrida beschreibt dieses literarische Verfahren der permanenten Kontextualisierung und Rekontextualisierung in einem Strom der sprachlichen Zeichensetzung als ‚Aufpflöpfung‘, wodurch der ‚Anfang‘ der Zeichenverwendung sich als Spur von Spuren in der Vergangenheit verliert (vgl. Derrida 2004). Darüber hinaus wird im Dekonstruktivismus die referentielle Eindeutigkeit des Eigennamens bezweifelt und behauptet, dass es diesen nicht gebe, nicht geben könne: ‚*Eigennamen*‘ als referentielle Bezeichnung eines Individuums existieren demnach nur in der Differenz zu anderen, ansonsten verliere der Name als Abgrenzung gegenüber anderen seine Funktion (vgl. Bennington/Derrida 1994, 114-115). Das ‚Eigene‘ wird somit bereits in dem Moment eliminiert, wo es als Schrift in ein System von Signifikanten eingefügt wird, wodurch es sich als ‚Spur‘ mit der ‚Spur‘ der Anderen verbindet. Das Schreiben als permanen-

13 Der ‚Fall Wilkomirski‘ alias Grosjean/Dössekker, einer ‚erfundenen‘ Holocaust-Autobiographie, ist ein Beispiel, in dem der ‚autobiographische Pakt‘ trotz Namensidentität als gescheitert erachtet werden muss. Vgl. zu den verschiedenen Bedingungen des Gelingens und Scheiterns illokutionärer Sprechakte Searle 2002, 94-101.

ter Abdruck in der Zeit im Gestrüpp der Zeichen führe, wie Derrida und Foucault übereinstimmend behaupten, letztlich zum Tode (vgl. Bennington/Derrida 1994, 119; Foucault 1996, 234-235).

Die autobiographischen Paratexte, die den ‚autobiographischen Pakt‘ begründen, sind also lebensgeschichtlichen ‚Spuren‘ vergleichbar, die nicht allein die Individualität des Autors repräsentieren, sondern gleichzeitig wiederum die Spur des Anderen, des Nichtidentischen, des Außen in sich tragen. Die Paratexte als parergonale Grenzlinien laufen somit über die Ränder des Buches hinaus und sind erst durch dieses ‚Außen‘ – den ‚Kontext‘ – zu bestimmen, der wiederum auf den Text zurückwirkt: „Ein klassischer Begriff, der gemeinhin dazu dient, die Grenze zwischen dem Text und dem Außerhalb des Textes zu denken, ist der des Kontextes. In einer häufig genug dunklen und undurchdachten Weise bezieht er sich nicht allein auf diskursive Kontexte (...), sondern ebenso auf ‚wirkliche‘, auf nichtdiskursive, politische, soziale, historische Kontexte überhaupt.“ (Bennington/Derrida 1994, 93) Textuelle Einschreibungen können aus ihrem Kontext gelöst und in andere Kontexte überschrieben werden, in denen sie eine neue, jedoch ebenso nur vorübergehende Bedeutung erhalten (vgl. Bennington/Derrida 1994, 94; Derrida 2004, 83-84). Zitierte Aussagen müssen also übertragbar, iterativ sein: „Eine in keinem anderen Kontext zitierbare Aussage wäre keine Aussage.“ (Bennington/Derrida 1994, 95) Zitate/Zeichen rekurren immer auf bereits vorhandene Zeichen und entstellen bzw. verschieben – Derrida nennt dies ‚différance‘ – auf diese Weise deren Sinnzusammenhänge, schaffen gleichzeitig aber durch Iteration neue Sinnzusammenhänge, an die ihrerseits wieder iterativ angeschlossen werden kann. Insofern handelt es sich, wie oben angedeutet, um einen Prozess der Kontextualisierung und Rekontextualisierung von Zeichen, allerdings – und das gilt es zu betonen – ist jedes (re-)kontextualisierte Sprachereignis aufgrund seiner raum-zeitlichen Situation einzigartig (vgl. Bennington/Derrida 1994, 96). Kontext und Text stehen in einem endlosen wechselseitigen Bezug zueinander, ebenso wie der Haupttext über den Paratext hinausführt und wie auch umgekehrt der Paratext über die scheinbare Geschlossenheit des Haupttextes hinausführt. Alle autobiographischen Schließungsversuche sind deshalb vorläufig und auf inhaltlicher Ebene illusionär. ‚Spuren‘, die durch jeden Text/Kontext gelegt werden, verweisen immer wieder aufs Neue auf weitere Spuren: „In dem Maße, in dem jede Spur Spur der Spur ist, kann kein Text ausreichend er selbst sein, um sich jeden Kontextes entschlagen zu können – eben darum vermag aber auch kein Kontext sich jemals wirklich zu schließen.“ (ebd., 99) Lesen eines Textes oder Schreiben über einen Text bedeutet insofern, bereits Teil eines Textes zu sein, sich in einer Rekontextualisierungssituation des ‚Innern eines Textes‘ zu befinden (vgl. ebd., 101). Sowohl der Leser als auch der Autor sowie sein Verleger sind in diesem Sinne im ‚Innern des Textes‘, allerdings in unterschiedlichen Kontexten und Positionen: Während der Autor als Über-Setzer (in einen Text) Vergangenes rekontextualisiert, der Verleger ihn editorisch gestaltet, befindet sich der Leser im ‚Akt des Lesens‘ (Iser 1994) wiederum in einem Kontext, in dem er die Rekontextualisierungen des Autors (Textes) rekontextualisiert und dadurch einen neuen Kontext konstruiert: „Es gibt, anders gesagt, nichts außerhalb des Textes, und daher ist jeder Text ein Text über einen Text unter einem Text – ohne festgesetzte Hierarchie. Es hätte einige Auswirkungen auf die gängigen Lektürepraktiken, würde man dieser Situation Rechnung tragen – etwa die, daß man nicht länger auf die Mög-

lichkeit der theoretischen Beherrschung einer Schreib- oder Lektürepraxis vertrauen könnte.“ (ebd., 101)

4. Autobiographische Paratexte: Titel/Untertitel, Gattungsbezeichnung, Waschzettel und Vorworte

Die einzelnen autobiographischen Paratexte stellen auf textueller und visueller Ebene Kommunikationsbeziehungen zum potentiellen Leserkreis her, die gleichzeitig als perspektivischer Anreiz und Rezeptionsorientierung fungieren. Sie schreiben sich in die dafür vorgesehenen ‚Zonen‘ des Buches (materiell und räumlich) ein¹⁴, die vor allem in der Verantwortlichkeit des Verlegers liegen (vgl. Genette 2001, 22). Die paratextuellen Identitätskonstruktionen, die einzelne Aspekte des autobiographischen Haupttextes diskursiv aufgreifen, präsentieren in einem korrespondierenden Zusammenspiel von Text, Bild und Kommentar ein perspektivisches Selbst- und Fremdbild des Autors. Sie stellen keine authentischen oder substantiellen Spiegelungen des Autors dar, sondern folgen einer inneren Logik der Inszenierung seiner Person (vgl. zu den Inszenierungen von Identität: Moser/Nelles 2006, 7-19). Autobiographische Paratexte erzeugen erst durch deren Zusammenspiel den Gegenstand ihrer Darstellung, wobei die ‚Leerstellen‘ der paratextuellen Inszenierung durch die Vorstellungskraft des Lesers aufzufüllen sind (vgl. Wirth 2002, 26; Iser 1994, 175-219), die insbesondere von der ‚Biographie‘ des Lesers, seinem Wissen, seinem Leseverhalten und seiner Generation abhängt (vgl. Ricklefs 2002, 961-1005).

In Bezug auf den Überbegriff ‚Titel‘ – dessen Adressat der Leser ist – schlägt Genette vor, diesen zu unterteilen in ‚Titel‘, ‚Untertitel‘ und ‚Gattungsangabe‘ (vgl. Genette 2001, 59-60). Titel haben ‚resümierenden‘ Charakter (73), sie drücken den ‚faktischen‘ oder ‚symbolischen‘ Inhalt des Buches aus (78). Inhaltliche Titel werden ‚thematisch‘ genannt, alle übrigen ‚formal‘ (79). Sie beziehen sich unmittelbar auf den Haupttext. ‚Symbolische‘ Titel erfassen den Inhalt des Haupttextes als Metapher oder nehmen das Ende des Haupttextes vorweg (82-86). Der ‚Untertitel‘ konkretisiert zumeist den ‚Titel‘ oder charakterisiert ihn genauer (86). Die ‚Waschzettel‘ befinden sich als Klappentext auf der Umschlagaußen- respektive auf der (gefalteten) Umschlaginnenseite. Sie beinhalten editorische Zusammenfassungen, führen kommentierende Stimmen Dritter – meist Kritiker, Familienangehörige, Freunde oder Zeitgenossen – über den Autor und/oder den Inhalt als Zitate an oder geben einen biographischen Kurzüberblick. ‚Waschzettel‘ haben die Funktion, Neugierde zu wecken, den Autor in historische oder soziale Zusammenhänge einzubetten, ihn als einzigartige Persönlichkeit darzustellen, seine Verdienste herauszustellen, kurz: die Individualität und Eigenheit seiner Lebensgeschichte zu unterstreichen, die jedoch wiederum in kulturell identifizierbaren Codes ausgedrückt wird.

Autobiographien, die über den Buchmarkt einer Öffentlichkeit präsentiert werden, unterliegen dem Legitimationszwang: „Wer ohne Legitimation seine Lebensgeschichte dem anonymen Leserpublikum des Buchmarkts vorlegt, könnte als eitel oder als

14 Vgl. die sehr detaillierten historischen Beschreibungen einzelner Paratexte in Genette 2001. Nicht berücksichtigt werden können hier die verschiedenen ‚Formate‘, ‚Reihen‘ etc. (vgl. ebd., 23-40). Einen wichtigen Aspekt stellen auch die Differenzierungen zwischen ‚Taschenbuch‘ und ‚gebundenem Buch‘ dar, wobei das Taschenbuch auf eine hohe Auflage und ‚Aufnahme in den Kanon der Literatur‘ schließen lässt (vgl. ebd., 24-26).

aufdringlich gelten. Lebensgeschichte ist nur dann ein akzeptabler Stoff, wenn sie nicht nur als Ausdruck individueller Existenz, sondern auch als Hinweis auf einen die Individualität überschreitenden Wert vorgestellt wird.“ (Fuchs-Heinritz 2000, 29) Dies ist in der Regel die Aufgabe von ‚Vorworten‘, ‚Prologen‘, ‚Einleitungen‘, vielfach auch – etwas bescheidener – ‚Nachworten‘. Sie geben Auskunft über Motive und Intentionen des Autors, eine Autobiographie zu verfassen, und sind als Bestimmung des gegenwärtigen Standorts, von dem aus erzählt wird, von Bedeutung: Vorworte rechtfertigen, beschreiben, kommentieren, geben Hinweise auf Hintergründe des Entstehungszusammenhangs, stellen expositionell private, öffentliche, historische, kulturelle, politische, soziale Bezüge zur eigenen Lebensgeschichte her. Sie schreiben sich als semantische Struktur dem Haupttext ein und sind daher im laufenden Erzählfluss immer präsent (vgl. Lehmann 1988, 37-38). Aus diesem Grunde, so R. Pascal, geben Autobiographien weit mehr Aufschluss über die Gegenwart des Autors als über dessen Vergangenheit (vgl. Pascal 1964, 23).

U. Wirth bezeichnet das Vorwort als eigenständigen ‚performativen, paratextuellen und parergonalen‘ Rahmen (vgl. Wirth 2004). Es impliziert als ‚Vorschrift‘ drei Bedeutungen: 1. Instruktion, 2. Ritual als ‚Eingangsformel‘ und 3. ‚Vor-Schrift‘ als ‚davorschreibende Aufpfropfung‘ (vgl. ebd., 608). Als Instruktion erfüllt es die Funktion, den Haupttext in einer bestimmten Art und Weise zu perspektivieren und als performativer Sprechakt das anzukündigen, was durch spätere Ausführungen vollzogen werden soll, wobei lebensgeschichtlich unklar bleibt, inwieweit diese Ankündigungen eingehalten werden können (vgl. ebd., 608-613). Die Instruktion des Vorworts realisiert und fikionalisiert als Transfiguration ‚reale Person‘ und Autor gleichermaßen (vgl. ebd., 610). Als Ritual ist das Vorwort für das Buch in den meisten Fällen obligatorisch, es dient der Kontaktaufnahme mit dem potentiellen oder impliziten Leser (vgl. ebd., 613-615). Das Ritual als Übergang bedeutet dann, dass die ‚reale Person‘ sich über das Vorwort als Autor autoreflexiv inszeniert (vgl. ebd., 615), ein Übertritt aus der Realität in eine bestimmte mediale Kommunikationsform performativ vollzogen wird. Die ‚Vor-Schrift‘ als iterative Aufpfropfungsbewegung hat eher historische Bedeutung. Es meint die ständige Rekontextualisierungsmöglichkeit, die durch permanentes Hinzufügen neuer Vorworte geschaffen wird, wie es bei Neuauflagen oftmals der Fall ist.

5. Der paratextuelle Aufbau der Autobiographien von F. Klein und W. J. Siedler

Ich komme nun auf zwei ausgewählte Autobiographien zu sprechen und gehe dabei nur auf die mir hier wichtig erscheinenden paratextuellen Elemente ein. Es finden sich bei näherer Betrachtung eine Vielzahl weiterer versteckter Hinweise von und über die Person des Autors, die ich aber im Rahmen dieses Beitrags nicht weiter verfolgen kann. Die beiden folgenden Fallbeispiele von Fritz Klein, einem ostdeutschen Historiker, und Wolf Jobst Siedler, einem westdeutschen Verleger, stehen exemplarisch für autobiografische Lebenskonstruktionen im nachkriegsdeutsch-deutschen Kontext. Im paratextuellen Aufbau ihrer Autobiografien lässt sich das wechselnde Zusammenspiel einzelner Elemente in Bezug auf die Konstruktion von Selbst- und Geschichtsbild paradigmatisch erläutern.

Fritz Kleins Autobiographie (im Taschenbuchformat) trägt den symbolischen Titel ‚Dinnen und Draußen‘ und den thematischen Untertitel ‚Ein Historiker in der DDR‘

(vgl. Klein 2001). Die Gattungsbezeichnung ist mit ‚Erinnerungen‘ angegeben. Das Layout unterteilt den Umschlag horizontal in eine weiße obere und eine schwarze untere Hälfte.¹⁵ Auf der weißen Fläche ist mit schwarzer Schrift der Name des Autors, auf der schwarzen Fläche mit weißer Schrift der Titel (der Untertitel ist grau), die Gattungsbezeichnung mit roter Schrift angegeben. Die äußere Gestaltung des Umschlags ist also Programm: ‚Schwarz/weiß‘ als kontrastiver Gegensatz, der sich im symbolisch anspielenden Titel ‚Draußen und drinnen‘ noch verstärkt und als Ost-West-Gegensatz gelesen werden kann, was durch den thematischen Untertitel ‚Ein Historiker in der DDR‘ bestätigt wird. Das ‚Draußen‘ bezieht seine Bedeutung erst durch die Zusatzinformation, dass die Autobiographie Kleins im Jahr 2000 erstmalig erschien, im Jahr 10 nach der Wiedervereinigung. Das Rot der Gattungsbezeichnung korrespondiert als politische Farbe mit dem Titel/Untertitel. Die Umschlaggestaltung stellt also eine Verdichtung des lebensgeschichtlichen Zusammenhangs dar. Die Umschlagrückseite, ganz in schwarz gehalten, enthält folgenden Kommentar: „Diese autobiographische Beschreibung eines deutschen Lebens im ‚Jahrhundert der Extreme‘ [die Abwandlung eines historischen Werktitels des Kollegen E. Hobsbawm ‚Das Zeitalter der Extreme‘, C. H.] ist ein Zeitdokument ersten Ranges. Richard von Weizsäcker [ein ehemaliger Schulkamerad Kleins, C. H.] schreibt über Fritz Kleins Erinnerungen: ‚Überzeugend aufrichtig im Grundton, persönlich und konkret, und so differenzierend, daß jedem Leser ein eigenes Urteil nahegebracht und abverlangt wird.‘“ Der Umschlagrücken dient hier also dazu, die Individualität des Autors als zeitgeschichtliche Person herauszustellen und seine hohe geschichtliche Dignität zu unterstreichen. Die Qualität und Güte der Darstellung wird von einer bekannten zeitgenössischen Persönlichkeit, dem ehemaligen Bundespräsidenten der Bundesrepublik Deutschland, verbürgt, der ein hoher Repräsentant des ehemaligen ‚Klassenfeindes‘ war und den zudem eine frühere private Beziehung mit dem Autor verbindet. Die perspektivische Kommentierung legt den Leser bereits auf das Lesen eines ‚Zeitdokuments ersten Ranges‘ fest. Wegen oder gerade trotz ihrer anderen Sicht auf die Bundesrepublik, so müsste man wohl nach 1989 sagen, sind diese Erinnerungen an die DDR ein herausragendes Zeugnis wegen des ‚überzeugend aufrichtigen Grundtons‘, der dem Leser ‚ein eigenes Urteil‘ nahe bringt und gleichzeitig ‚abverlangt‘. Die Vorperspektivierung ist deutlich zu erkennen, handelt es sich doch, so lässt sich aus diesen wenigen Hinweisen bereits vermuten, um die Lebensgeschichte eines selbstkritischen ‚Konvertierten‘.

Dies wird umso deutlicher, wenn wir uns das Vorwort – den ‚Prolog: Späte Einsichten‘ (vgl. ebd., 7) – anschauen, in dem Klein die Motive und Intentionen seines autobiographischen Schreibens expliziert. Schon die Form legt die Vermutung nahe, dass es sich hier um den ideologischen Wandel eines ehemals ‚überzeugten‘ DDR-Bürgers handelt: Chronologisch ist es in drei Teile untergliedert (1989, 1991, 1999) und beginnt mit einer zitierten Rede aus Anlass seines Übergangs in den Ruhestand und seines 65. Geburtstages im Juli 1989, also noch während der DDR. In dieser Rede ruft Klein im Angesicht der umfassenden politischen Erosionen des so genannten

15 Auf der Hardcover-Ausgabe aus dem Jahr 2000, ebenfalls im Fischer Verlag erschienen, ist ein Ausschnitt der Berliner Mauer in schwarz/weiß abgebildet, so dass auch hier mit dem sinnbildlichen ‚Farb-Kontrast gearbeitet worden ist. Schwarz/weiß ist dabei möglicherweise nicht nur als Ost-West-Gegensatz zu lesen, sondern ‚schwarz auf weiß‘ steht auch für die Vorstellung einer höheren Objektivität.

‚Ostblocks‘ dazu auf, eigene Fehler zu bekennen, sich den Realitäten zu stellen und den Sozialismus auf einen neuen Weg zu bringen: „Was wir brauchen, ist Ehrlichkeit, Offenheit und gewissenhafte Prüfung der eigenen moralischen Integrität. Nur so gewinnen wir Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft.“ (Klein 2001, 11) Diese Rede bewegt sich also noch im offiziell herrschenden *Wir*-Duktus der DDR und beschwört die Selbstheilungskräfte des damals bereits erodierenden Systems. Zwei Jahre später, die DDR ist als Staat mittlerweile verschwunden und Kleins ehemalige Arbeitsstätte, die ‚Akademie der Wissenschaften‘, von der Schließung bedroht, schlägt er deutlich selbstkritischere Töne an: „Die Vergangenheit, so heißt es oft, müsse bewältigt werden. Das klingt sehr stark, fast martialisch, ist doch aber, hört man genau hin, eine Wendung, die das trifft, was in der Tat gemacht werden muß. Vergangenheit – das ist nicht etwas, mit dem man fertig wird, indem man es behandelt mit Lauge und scharfem Besen, das Schlechte ausbrennt, die Schuldigen bestraft, um nach erfolgter Operation, erleichtert um die Sünden und die Sünder vergangener Zeiten und frei von ihnen, frohgemut neuen Ufern zuzustreben. Die Vergangenheit ist bewältigt, überwältigt gar, man hat sich von ihr gelöst und nichts mehr mit ihr zu tun (...). Die Vergangenheit jedes Menschen ist ein Stück dieses Menschen. Man kann und soll versuchen, sie und sich in ihr, zu verstehen, zu lernen aus ihr, wenn es gut geht, für Gegenwart und Zukunft. Abstreifen aber und einfach zurücklassen kann man sie nicht, ohne sich, möglicherweise erneut, selbst zu beschädigen.“ (ebd., 12-13) Während Klein noch 1989 sozialistischen Reformen das Wort redete, hat er sich zu diesem Zeitpunkt bereits innerlich von der DDR gelöst und ist mit ihrer ‚Abwicklung‘ beschäftigt. Die Wiedervereinigung ist als historische Tatsache mittlerweile akzeptiert und die Gewissens(über)prüfung privatisiert. Die politische Konversion ist vollzogen und man hat sich mit den neuen Umständen arrangiert. 1999 schließlich, mit einer gewissen zeitlichen Distanz, wendet sich Klein nun ein drittes Mal seiner Lebensgeschichte zu und beschließt, „sich klar zu werden über das eigene Leben“ (ebd., 13), dessen historische Beurteilung „uns allen so schwerfällt“. (ebd., 13)

Wolf Jobst Siedler – ein Westberliner Verleger – hat eine zweiteilige Autobiographie verfasst. Der thematische Titel seiner ersten Autobiographie lautet ‚Ein Leben wird besichtigt‘ und im Untertitel ‚In der Welt der Eltern‘ (vgl. Siedler 2002). Die Gattungsbezeichnung fehlt, geht jedoch aus Titel/Untertitel hervor. Hier tritt eine Besonderheit auf (die wir auch in der zweiten Autobiographie finden): Siedlers Titel ist ein leicht abgewandeltes Zitat einer anderen Autobiographie, und zwar H. Manns ‚Ein Zeitalter wird besichtigt‘ (vgl. Mann 2001). Zitationen sind performative Akte. Obwohl es sich beim Zitat offensichtlich um eine Wiederholung handelt, schaffen sie doch Neues durch Sinnverschiebungen und Rekontextualisierung (vgl. Menke 2004, 589). Es handelt sich hierbei genau genommen um ‚Wieder-Holungen‘ einer vergangenen Aussage, womit einerseits eine sichtbare Verbindungslinie aufgebaut, gleichzeitig aber neue Sinnzusammenhänge geschaffen werden (vgl. ebd., 590). Oftmals in Anführungszeichen gesetzt, heißt Zitieren das Herausnehmen eines Zeichens aus einem Kontext und Aufpfropfung auf einen anderen Kontext (vgl. Derrida 2004, 89). Das Zitat hat in Siedlers Autobiographie offensichtlich die Funktion, eine Nähe und Verklammerung zu Autoren seiner Jugend herzustellen. Eine Textstelle aus Manns Autobiographie mag verdeutlichen, auf welche Weise Siedler eine Affinität zu ihm aufzubauen versucht: „Eine Autobiographie sieht am besten von ihrem Urheber ab, wenn es anginge. Er trete als Augenzeuge auf – der Ereignisse und seiner selbst. Das

verdirbt noch nichts. Ein Zeitalter wird besichtigt. Von wem? Ist immer die Frage.“ (vgl. Mann 2001, 164) Das gleichzeitig intime und distanzierende Oszillieren um den Gegenstand seiner Autobiographie – die verschwundene Kindheit – wird von Siedler in seinem Vorwort durch den Wechsel der Ich- und Er-Form in der Selbstanrede unterstrichen.¹⁶ Schwermut durchzieht es und immer wieder die Erfahrung des Abschiednehmens. Aber nicht nur H. Mann taucht als prominente Referenz auf, sondern im Vorwort bedient sich Siedler auch eines Zitats des Bruders, Th. Mann aus ‚Joseph und seine Brüder‘, um die Selbstbeziehung zu seiner erinnernden Reflexion auszudrücken und einen inneren Monolog zu beginnen: „Tief ist der Brunnen der Vergangenheit. Sollte man ihn nicht unergründlich nennen?‘ Der erste Satz von ‚Joseph und seine Brüder‘ hat sich der Erinnerung so tief eingepägt, dass er über Jahrzehnte im Gedächtnis blieb.“ (Siedler 2002, 9) Hierin drückt sich nicht nur Siedlers Hang zu ‚ersten Sätzen‘ aus (vgl. ebd.), sondern er verdeutlicht gleichzeitig seine tiefe Wertverbundenheit mit dem letzten Vertreter eines untergegangenen Bürgertums, einer untergegangenen Welt, dessen Heraufbeschwörung er sich zum Ziel gesetzt hat (‚In der Welt der Eltern‘). Erinnerndes und erinnertes Ich rücken sich in die Nähe des wohl berühmtesten deutschen Schriftstellers des 20. Jahrhunderts. So endet auch sein Vorwort wiederum mit dem ‚ersten Satz‘, dessen Inhalt an das obige Zitat H. Manns erinnert und sowohl die Zitate Th. als auch H. Manns miteinander verbindet: „Tief ist der Brunnen der Vergangenheit‘ – das ist wohl doch der richtige Anfang für ein Buch der Rückerinnerung. Rückerinnerung wohin und wozu? Das muss sich herausstellen im Gange dieses Versuchs einer Besichtigung des eigenen Lebens.“ (ebd., 11)

Motiv und Intention des Vorworts erschließen sich anders als bei Klein nicht auf den ersten Blick. Die autobiographische ‚Elegie‘ und Reminiszenz an untergegangene Welten sind nicht nur als bloß naive Kindheits(re)konstruktionen zu verstehen, sondern folgen dem gegenwärtigen Muster zunehmender Privatisierung historischer Erinnerungen in deutschen Autobiographien und damit der intimen Vereinnahmung von Vergangenheit bestimmter Generationen in Abgrenzung zur belasteten deutschen NS-Geschichte.¹⁷ Dieser Zusammenhang wird noch einmal bei der paratextuellen Umschlaggestaltung seiner zweiten Autobiographie deutlich werden.

Die Umschlagseite der ersten Autobiographie zielt ein schwarz/weiß Fotoporträt von Siedler als jungem Mann, den Blick – fest, scharf und entschlossen – nach links aus dem Bild heraus gewandt, in formaler Kleidung (Anzug, Krawatte, weißes Hemd, gut frisiert).¹⁸ Über den Titel habe ich bereits gesprochen. Auf der linken unteren Seite des vorderen Umschlags befindet sich ein kurzes kommentierendes Zitat eines ihm nahe stehenden Autors: „Eine undeutsche Erscheinung – geistreich, aber elegant; hochgebildet, aber voller Selbstironie“ (Heimito von Doderer). Diese Fremdbeschrei-

¹⁶ Vgl. zu den unterschiedlichen Selbstannäherungs- und Selbstdistanzierungsstilen in der autobiographischen Erzählung Waldmann 2001, 57-127.

¹⁷ Ein bekanntes Beispiel hierfür bieten die Auseinandersetzungen um die autobiographische Darstellungsfreiheit, die sich um ‚Ein springender Brunnen‘ von M. Walser entsponnen haben. Vgl. dazu Agazzi 2005, 23-46.

¹⁸ Es sei kurz darauf hingewiesen, dass die Hardcover-Version des Buches aus dem Jahr 2000 das Foto in einer größeren Fassung abbildet. Darüber hinaus findet sich dort auf der linken Seite des Buchumschlags zusätzlich die Abbildung des Hauses seiner Kindheit. Während die Taschenbuch-Ausgabe im Berliner Taschenbuch Verlag erschien, ist die Hardcover-Ausgabe in Siedlers eigenem Verlag erschienen.

bung wird durch drei Kommentare auf der hinteren Seite des Umschlags ergänzt, die nach einer Kurzcharakterisierung von Siedlers Autobiographie angeführt sind: „Wolf Jobst Siedler begibt sich auf die Suche nach seiner Kindheit, und diese Suche führt ihn weit zurück in die frühen dreißiger Jahre, als Hitler die Macht ergriff. Entstanden ist ein spannendes Erinnerungsbuch voller Einsichten und Humor.“ Die Süddeutsche Zeitung kommentiert: „Es macht Spaß, an Siedlers träumerischem Blick teilzuhaben.“ Klaus Bölling, Berliner Publizist und ehemaliger Regierungssprecher unter der Regierung H. Schmidt meint: „Wir besichtigen das Leben eines mit der Geschichte der Stadt verwachsenen Berliners und preußischen Gentleman.“ Schließlich wird der Philosoph R. Safranski mit den folgenden Worten zitiert: „Siedler ist ein Zeremonienmeister der großen Abschiede. Er kann, wie heute wohl keiner sonst, mit dem Zauber der Sprache das Vergehende festhalten – so lange wenigstens, bis man erkennt, was man verliert.“ Es ergibt sich also folgende Fremdbildkonstruktion Siedlers: Die editorische Kurzcharakterisierung verweist auf ein ‚Erinnerungsbuch‘ voller ‚Einsichten und Humor‘, dass in die ‚frühen dreißiger Jahre‘ bis zur ‚Hitlers Machtübernahme‘ führe. Diese historische Beschreibung korrespondiert mit K. Böllings Kommentar, der Siedler spezifischer in die ‚Geschichte der Stadt‘ (Berlin) einordnet, dazu seinen Habitus als ‚preußischer Gentleman‘ hervorhebt. Die Merkmale Geschichte und Selbsterinnerung ergänzen sich in diesen beiden Kommentaren und leiten die Aufmerksamkeit auf die historischen Besonderheiten der Person Siedlers (wobei anzumerken ist – etwas, das für den späteren Erzählverlauf von Bedeutung sein wird –, dass Siedler erst 1926 geboren wurde, bei der ‚Machtübernahme Hitlers‘ also erst 7 Jahre alt war). Sie verorten seine Lebensgeschichte also in zeitgeschichtlichen Bezügen, charakterisieren sie jedoch gleichzeitig als ‚undeutsch‘. Die Kommentare der Süddeutschen Zeitung und von R. Safranski erzeugen eine interaktive Intimität durch die Empfehlung zur Übernahme der Siedler’schen Perspektive: Die Süddeutsche Zeitung sieht es als ‚Spaß, an Siedlers träumerischem Blick teilzuhaben‘, R. Safranski dagegen charakterisiert Siedler mit einigem Pathos als ‚Zeremonienmeister der großen Abschiede‘, der wie kein anderer ‚mit dem Zauber der Sprache das Vergehende festhalten [kann], bis *man* erkennt, was *man* verliert (Hervorhebung von mir, C.H.)‘. Das ‚Man‘ ist somit eine indirekte Aufforderung an den potentiellen Leser, sich auf diese Sicht der Dinge einzulassen, eine Empfehlung mit dem Ziel, schon vor der Lektüre den Leser auf eine bestimmte Lesart der Persönlichkeit Siedlers festzulegen. Mittels dieser – prominenten – Kommentatoren bekommt ‚man‘ stichwortartig ein Porträt dessen, was einen erwartet: Spannung, Humor, Zeitgeschichte eines Zeitzeugen, Eleganz und Distinktion.

Die zweite Autobiographie Siedlers, die 1947 mit Siedlers Rückkehr aus der britischen Kriegsgefangenschaft einsetzt, trägt den Titel ‚Wir waren noch einmal davongekommen‘ (vgl. Siedler 2004), die Gattungsform ist mit ‚Erinnerungen‘ angegeben. Dieser Titel ist wie schon in seiner ersten Autobiographie ein Zitat. Es ist einem Theaterstück Th. Wilders aus den 1940er Jahren entlehnt, in dem es um Krieg, Naturkatastrophen und den Untergang des Menschen und deren Überwindungen geht.¹⁹ In diesem absurden Stück beschreibt Wilder das ewig wiederkehrende Schicksal der

19 Dies erfährt der Leser nicht nur aus dem Haupttext, sondern bereits auf S. 4: „Der Titel dieses Buches verdankt sich Thornton Wilders Schauspiel ‚Wir sind noch einmal davongekommen‘, das die Sensation des Berliner Theatersommers 1946 war.“ Da Siedler allerdings erst 1947 aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrte, muss der Besuch dieses Theaterstücks kurz darauf erfolgt sein.

Menschheitsgeschichte. Die zitierende Verwendung dieser Anspielung im symbolischen Titel ist eine doppeldeutige: Zum einen handelt es sich – wie aus dem späteren Haupttext hervorgeht – um eines der ersten Theaterstücke, die Siedler im zerstörten Berlin der Nachkriegszeit besuchte, zum anderen ist der Inhalt des Stücks eine Allegorisierung des eigenen lebensgeschichtlichen Schicksals zwischen Kriegszerstörung und Wiederaufbau. Der allegorische Eindruck wird durch die visuelle Umschlaggestaltung noch verstärkt: Auf der linken Seite unterhalb des Titels befindet sich eine Fotografie des zerstörten Brandenburger Tors aus dem Jahr 1945, wie der Leser aus dem Innentext des Umschlags erfährt. Auf der rechten Bildhälfte ist, parallel zum Brandenburger Tor stehend ein Panzer zu sehen, so dass die unmittelbare Kriegssituation des Jahres 1945 hervortritt. Rechts daneben befindet sich ein zweites kleineres Foto, das den jungen Siedler mit seiner Frau ‚Imke‘ zeigt (ein Ausschnitt eines größeren Fotos, das dem inneren Bildteil entnommen ist, worauf zusätzliche Imkes Vater zu sehen ist). Privates und Historisches wird also zu einem allegorischen Layout zusammengesetzt, das durch die ambigue Zitatanspielung des Titels noch gesteigert wird. Die zentrale lebensgeschichtliche Phase, von der die Autobiographie handelt, wird somit paratextuell verdichtet. Findet man bei zahlreichen Autobiographien eine Fotografie des Autors aus der Gegenwart, so sind bei Siedler ausschließlich die ersten Nachkriegsjahre inszeniert, was die Distanz zwischen gegenwärtigem Erzähler und erzählter Person verstärkt, ein stilistisches Kennzeichen, das bereits im Vorwort der ersten Autobiographie auftauchte.

Auf der Innenseite des gefalteten Umschlags befindet sich eine kurze Inhaltsangabe nebst biographischen Angaben. Interessant wiederum ist der Umschlagrückseite, die ein weiteres Porträtfoto des Autors, einen nachdenklichen, in sich gekehrten jungen Mann zeigt. Dieses Bild ist folgendermaßen untertitelt: „Der Autor 1953, als er zum Sekretär des ‚Kongresses für die Freiheit der Kultur‘ bestellt wurde.“ Darunter befinden sich wie schon bei der ersten Autobiographie kommentierende Zitate, die teilweise von denselben Personen stammen, denselben Wortlaut tragen bzw. demselben Text entstammen. K. Böllings Bemerkung (er wird hier der Zeitung ‚Die Welt‘ zugeordnet) ist dieselbe wie auf der ersten Autobiographie, nur dass seine Aussage durch Verkürzung des Satzbaus reduziert worden ist auf: „Das Leben eines mit der Stadt verwachsenen Berliners und preußischen Gentlemans.“ Der zweite Kommentar stammt von H. Krüger von der ZEIT: „Glücklich die Republik, die über einen so souveränen Kritiker ihrer Zustände verfügt: radikal und doch voller Witz, leidenschaftlich engagiert und doch von einer weltmännischen Noblesse, die hierzulande Mangelware ist. Typisch deutsch wird man diesen Autor jedenfalls nicht nennen können.“ Als letztes wieder der Philosoph R. Safranski: „Siedler gehört zu den großen Verlegerpersönlichkeiten der deutschen Nachkriegsgeschichte. Sein Buch gibt der Form der Lebenserinnerungen die Würde zurück. Es ist eine Autobiographie auf der Höhe der literarischen Kunst.“ Wie bereits bei der ersten Autobiographie wird auch hier die Person Siedlers vorperspektiviert und sowohl sein literarischer als auch sein gesellschaftlicher Status hervorgehoben.

Auf ein Vorwort hat Siedler diesmal verzichtet, möglicherweise, weil es sich um die Fortführung der ersten Autobiographie handelt. Vorausgeschickt wird dem Haupttext allerdings ein Motto, das als Vorwortersatz erachtet und im Anschluss an die bisherigen Ausführungen leitmotivisch interpretiert werden kann: „Sieht man aus dem Abstand von fünfzig Jahren auf die Nachkriegszeit, so blickt man in eine fremde

Welt. Fern ist sie, so historisch wie die Ausrufung der Republik 1918 der Proklamation des Kaiserreiches 1871 gewesen ist, beide Male fünfzig Jahre. Es ist kaum zu fassen, dass auch diesmal ein halbes Jahrhundert vergangen ist seit den letzten Tagen im Bunker unter der Reichskanzlei, als sich die Davongekommenen in der Nachkriegszeit einzurichten suchten [...]. Mit einem Mal wird mir bewusst, dass es geschichtliche Perspektiven sind, in die das eigene Leben gerückt ist.“ (vgl. Siedler 2004, 9) Dieses Motto seiner zweiten Autobiographie greift im Prinzip die Selbstdistanz auf, die er bereits in der ersten Autobiographie formuliert hat. Die ‚Lebensgeschichte in der Geschichte‘, um einen Topos von G. Rosenthal in sein Gegenteil zu verkehren (Rosenthal 1988), scheint entrückt, die Erinnerung an das eigene Leben löst sich jedoch in historischen Bezügen auf. Nicht nur werden Geschichte und Lebensgeschichte unentwirrbar miteinander verbunden, so dass Siedler sehr wohl als ‚deutsche Erscheinung‘ angesehen werden kann, sondern mit dem eigenen Distanzempfinden werden gleichzeitig auch historische Begebenheiten parataktisch nebeneinander gestellt, wodurch ein Geschichtsrelativismus konstruiert wird, der sich wiederum als latentes Leitmotiv diskursiv durch den Haupttext zieht. Selbstdistanzierung und historische Verschmelzung bilden also die beiden Pole seiner autobiographischen Reflexion.

Der paratextuelle Aufbau der Autobiographien Kleins und Siedlers führt also in den Haupttext leitmotivisch hinein und diskursiv-historisch über ihn hinaus. Die Gestaltung des Umschlags enthält bereits eine Vielzahl von Informationen, die beide Autoren als zeitgenössische Protagonisten der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts ausweisen. Titel und Untertitel sind in beiden Fällen eine Mischung aus thematischen und symbolischen Überleitungen: Während bei Klein mit der historischen Chiffre der deutsch-deutschen Mauer Grenze gespielt wird (‚Draußen und Drinnen‘), was visuell durch die Wahl der schwarz/weißen Umschlaggestaltung noch eine verstärkende symbolische Wirkung erzeugt (und durch den Untertitel performativ als Sprachhandlung vollzogen wird), sind es bei Siedler das Sprachspiel der Zitation und die fotografische Collage, die eine paratextuelle Verdichtung lebensgeschichtlicher Referenzen erzeugen und die ‚Rhetorik des Bildes‘ mit der ‚Rhetorik des Zitats‘ verbinden.

Intention und Motiv des Autobiographischen liegen bei Klein und Siedler diametral auseinander: Klein baut seinen ‚Prolog‘ als schrittweise Distanzierung von der DDR innerhalb eines selbstkritischen Dialogs auf, den er durch die selbstzitierende Rede von 1989 und 1991 inszeniert. Die Selbstpräsentation seiner Person auf drei verschiedenen zeitlichen Ebenen folgt historisch dem Verschwinden der DDR und der Wiedervereinigung, wodurch ein signifikanter zeitgeschichtlicher Lebensbezug angedeutet wird. Das ‚Gelingen‘ dieses autobiographischen Purgatoriums der Selbstläuterung wird vorweggenommen und unterstrichen durch die zeitgeschichtliche Persönlichkeit R. von Weizsäcker, der kraft seiner Autorität das hohe Maß an Selbstreflexivität Kleins lobt. Obwohl auch Siedler im präskriptiven Motto seiner zweiten Autobiographie historische Bezüge herstellt, sind es hier weniger die konkreten Verbindungen von Lebensgeschichte und Zeitgeschichte als vielmehr die Verwendung historischer Kategorien zur Sequenzierung zeitgeschichtlicher Erfahrungen schlechthin. Das Leitmotiv der Distanz und Abgrenzung drückt sich auch im Vorwort (betitelt ‚In der Welt der Eltern‘) aus, in dem er in einem quasi überzeitlichen und a-historischen Raum mit den literarischen Bezugspersonen seiner Kindheit und Jugendzeit in Kor-

responzen tritt. Verstärkt wird dieser Eindruck noch durch die Kommentierungen Dritter, die Siedler als ‚undeutsche Erscheinung‘ charakterisieren, als ‚untypisch‘ deutsch. Jedoch ist das stilistische Instrument ‚Distanz‘ nur der reflexive Umweg, über den die Erinnerungen innerhalb der zeitgeschichtlichen Ereignisse konstruiert und dadurch privatisiert werden, wie aus der zweiten Umschlaggestaltung hervorgeht. In der Inszenierung der ‚Privatisierung von Erinnerung‘ folgt Siedler einem gegenwärtigen Trend der deutschen Erinnerungskultur, der sich der ‚Last der deutschen Vergangenheit‘ zu entledigen versucht.

6. Fazit

Paratexte können unterschiedlich gestaltet sein, abhängig vom historischen Zeitpunkt, der literarischen Gattungsform und der sie umgebenden Kultur. Ihre unzähligen Aufbereitungsmöglichkeiten unterliegen den jeweiligen Erfordernissen des sie umgebenden Bezugsfeldes. Autobiographische Paratexte sind die bedeutungsetzenden und thematisch anspielenden Rahmungen des Haupttextes, führen in diesen hinein und über ihn in weitere Kontexte hinaus. Sie fungieren als sprachliche und visuelle ‚Übersetzungen‘ lebensgeschichtlicher Reflexionen in die Form der autobiographischen Erzählung. Durch Kontextualisierung und Rekontextualisierung entstehen zahlreiche Beziehungsverhältnisse und Leseweisen, die diese parergonale Grenzlinienziehung dynamisieren. Paratexte bilden das Scharnier zwischen dem Autor und seinem potentiellen Leser, wobei in die Autor-(Text)-Leser-Figuration weitere vermittelnde Zwischeninstanzen hinzutreten. Sie bilden die Präliminarien und Leitmotive des Haupttextes, wobei performatives Gelingen paratextueller Gestaltungen erst durch eine vergleichende Analyse mit dem Haupttext erreicht werden kann sowie einer Rezeptionsanalyse des Lesers. Darüber hinaus muss zwischen den einzelnen paratextuellen Instanzen und ihren Blickwinkeln unterschieden werden. Während der Autor in der Regel den Haupttext durch das Vorwort einleitet, die außertextuellen Umstände seines Zustandekommens erläutert und Motive und Intentionen seines autobiographischen Schreibens expliziert, sind Verlag und Verleger maßgeblich an der Gestaltung des Layouts interessiert, wozu eben auch die Einbeziehung von Kommentaren Dritter gehört. Durch die autobiographischen Paratexte werden also rund um das eigentliche Haupttextgeschehen komplexe Referenzen auf textueller und visueller Ebene aufgebaut, mit denen die ‚reale Person‘ des Autobiographen in ihrer Authentizität inszeniert werden soll. Sie stellen eine Vielzahl von Bezugsfeldern her, die über die eigentliche Lebensgeschichte hinausführen. Die autobiographischen Inszenierungen bewegen sich referentiell zwischen dem erinnernden und dem erinnerten Ich des Haupttextes. Anders als beim Vorwort handelt es sich bei den hinzugefügten Kommentaren um selektive Außenperspektiven, die ihrerseits wieder performativen Charakter haben, da sie ‚Fest-Stellungen‘ und Justierungen am erzeugten Fremdbild des Autors vollziehen. Performativ ist also das Vorwort durch expositionelle Selbstpräsentationen, sind Namen, Titel/Untertitel und Gattungsbezeichnung durch selbstverpflichtende Sprachhandlungen, sind schließlich Waschzettelkommentierungen Dritter durch äußere Fremdbildkonstruktionen.

LITERATUR

- Agazzi, Elena (2005): *Erinnerte und rekonstruierte Geschichte – Drei Generationen deutscher Schriftsteller und die Fragen der Vergangenheit*, 1. Aufl., Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen
- Alheit, Peter und Morton Brandt (2006): *Autobiographie und ästhetische Erfahrung – Entdeckung und Wandel des Selbst in der Moderne*, 1. Aufl., Campus Verlag, Frankfurt/ New York
- Austin, John L. (1975): *Performative Äußerungen*, in ders.: *Wort und Bedeutung – Philosophische Aufsätze*, 1. Aufl., Paul List Verlag, München, 245-268
- Barthes, Roland (2002): *Der Tod des Autors*, in: Uwe Wirth (Hg.): *Performanz – Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, 1. Aufl., Suhrkamp Taschenbuch, Frankfurt/M., 104-110
- Benjamin, Walter (1992): *Die Aufgabe des Übersetzers*, in ders.: *Sprache und Geschichte – Philosophische Essays*, 1. Aufl., Philipp Reclam jun., Stuttgart, 50-64
- Bennington, Geoffrey und Jacques Derrida (1994): *Jacques Derrida – Ein Porträt*, 1. Aufl., Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M.
- Bourdieu, Pierre (2000): *Die biographische Illusion*, in: Erika M. Hoerning (Hg.): *Biographische Sozialisation*, 1. Aufl., Lucius und Lucius, Stuttgart, 51-60
- Bude, Heinz (1984): *Rekonstruktionen von Lebenskonstruktionen – eine Antwort auf die Frage, was Biographieforschung bringt*, in: Martin Kohli und Günther Robert (Hg.): *Biographie und soziale Wirklichkeit – Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*, 1. Aufl., J.B. Metzler, Stuttgart, 7-28
- Bude, Heinz (1999): *Lebenskonstruktionen als Gegenstand der Biographieforschung*, in: Gerd Jüttemann und Hans Thomae: *Biographische Methoden in den Sozialwissenschaften*, 1. Aufl., Beltz Taschenbuch, Weinheim und Basel, 247-258
- Derrida, Jacques (2004): *Signatur Ereignis Kontext*, in ders.: *Die différance – Ausgewählte Texte*, 1. Aufl., Philipp Reclam jun., Stuttgart, 68-109
- Dugast, Jacques (2001): *Parerga und Paratexte – Eine Ästhetik des Beiwerks*, in: Gérard Raulet und Burghart Schmidt (Hg.): *Vom Parergon zum Labyrinth – Untersuchungen zur kritischen Theorie des Ornaments*, 1. Aufl., Böhlau Verlag, Wien u. a., 101-110
- Dünkelsbühler, Ulrike (1991): *Rahmen-Gesetz und Parergon-Paradox. Eine Übersetzungsaufgabe.*, in: Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer (Hg.): *Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche – Situationen offener Epistemologie*, 1. Aufl., Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M., 207-223
- Elias, Norbert (1999): *Die Gesellschaft der Individuen*, 4. Aufl., Suhrkamp Taschenbuch, Frankfurt/M.
- Elias, Norbert (2004): *Was ist Soziologie?*, 10. Aufl., Juventa Verlag, Weinheim und München
- Foucault, Michel (1996): *Was ist ein Autor?*, in: Dorothee Kimmich, Rolf Günter Renner und Bernd Stiegler (Hg.): *Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart*, 1. Aufl., Philipp Reclam jun., Stuttgart, 233-247
- Früchtl, Josef (2001): *Ästhetik der Inszenierung. Dimensionen eines gesellschaftlichen, individuellen und kulturellen Phänomens*, in: ders. und Jörg Zimmermann (Hg.): *Ästhetik der Inszenierung*, 1. Aufl., edition suhrkamp, Frankfurt/M., 9-47
- Fuchs-Heinritz, Werner (2000): *Biographische Forschung – Eine Einführung in Praxis und Methoden*, 2. Aufl., Westdeutscher Verlag, Opladen (Erste Auflage: 1984)
- Genette, Gérard (2000): *Impliziter Autor, impliziter Leser?*, in: Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matias Martinez und Simone Winko (Hg.): *Texte zur Theorie der Autorschaft*, 1. Aufl., Philipp Reclam jun., Stuttgart, 233-246
- Genette, Gérard (2001): *Paratexte – Das Buch vom Beiwerk des Buches*, 1. Aufl., Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M.

- Heinze, Carsten (2006): Identitäts- und Geschichtskonstruktionen in jüdischen und nichtjüdischen Lebensgeschichten vor dem Hintergrund nachkriegsdeutscher Vergangenheitsbearbeitungen – Autobiographien im Vergleich zwischen Ost- und Westdeutschland, Dissertation, eingereicht an der Universität Hamburg
- Iser, Wolfgang (1994): Der Akt des Lesens, 4. Aufl., Wilhelm Fink Verlag, München
- Jaumann, Herbert (2002): Literatur und Gesellschaft, in: Ulfert Ricklefs (Hg.): Das Fischer Lexikon Literatur, Neuausgabe, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M., 1030-1053
- Klein, Fritz (2000): Drinnen und Draußen – Ein Historiker in der DDR, 1. Aufl., Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M.
- Lehmann, Jürgen (1988): Bekennen – Erzählen – Berichten – Studien zur Theorie und Geschichte der Autobiographie, 1. Aufl., Max Niemeyer Verlag, Tübingen
- Lejeune, Philippe (1998): Der autobiographische Pakt, in: Günter Niggel (Hg.): Die Autobiographie – Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung, 2. Aufl., Wissenschaftl. Buchgesellschaft, Darmstadt, 214-257
- Luckmann, Thomas (2002): Zur Methodologie (mündlicher) kommunikativer Gattungen, in ders.: Wissen und Gesellschaft – Ausgewählte Aufsätze 1981-2002, UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz, 183-200
- Mann, Heinrich (2001): Ein Zeitalter wird besichtigt – Erinnerungen, 3. Aufl., Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M.
- Menke, Bettine (2004): Zitation/performativ, in: Jürgen Fohrmann (Hg.): Rhetorik – Figuration und Performanz, 1. Aufl., Verlag J.B. Metzler, Stuttgart/Weimar, 582-602
- Moser, Christian und Jürgen Nelles (2006): Einleitung: Konstruierte Identitäten, in: dies. (Hg.): AutoBioFiktion – Konstruierte Identitäten in Kunst, Literatur und Philosophie, 1. Aufl., Aisthesis Verlag, Bielefeld, 7-20
- Nünning, Ansgar (2001): Literatur- und Kulturtheorie, 2. Aufl., Verlag J.B. Metzler, Stuttgart/Weimar
- Paetzold, Heinz (2001): Simmels Rahmen und Derridas Parergon. Ein Beitrag zur Kulturphilosophie des Ornamentalen in der Moderne, in Gérard Raulet und Burghart Schmidt (Hg.): Vom Parergon zum Labyrinth – Untersuchungen zur kritischen Theorie des Ornaments, 1. Aufl., Böhlau Verlag, Wien u. a., 243-266
- Pascal, Roy (1965): Die Autobiographie, 1. Aufl., W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart u. a.
- Raulet, Gérard und Burghart Schmidt (Hg.) (2001): Einleitung in: Gérard Raulet und Burghart Schmidt (Hg.): Vom Parergon zum Labyrinth – Untersuchungen zur kritischen Theorie des Ornaments, 1. Aufl., Böhlau Verlag, Wien u. a., 7-28
- Ricklefs, Ulfert (2002): Lesen/Leser, in ders.: Das Fischer Lexikon – Literatur, Band 2, 1. Aufl., Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M., 961-1005
- Rosenthal, Gabriele (1988): Geschichte in der Lebensgeschichte in: BIOS, Heft 2/88, 3-15
- Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stehgreiferzählens, in: Martin Kohli und Günther Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit – Neue Beiträge und Forschungsperspektiven, 1. Aufl., J.B. Metzler, Stuttgart, 78-117
- Schützeichel, Rainer (2004): Soziologische Kommunikationstheorie, 1. Aufl., UVK Verlagsgesellschaft mbH, Konstanz
- Schulze, Theodor (1993): Autobiographie und Lebensgeschichte, in: ders. Und Dieter Baacke (Hg.): Aus Geschichten lernen – Zur Einübung pädagogischen Verstehens, 1. Aufl. (Neuausgabe), Juventa Verlag, Weinheim und München, 126-173
- Searle, John R. (2002): Was ist ein Sprechakt?, in: Uwe Wirth (Hg.): Performanz – Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften, 1. Aufl., Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M., 83-103
- Siedler, Wolf Jobst (2002): Ein Leben wird besichtigt – In der Welt der Eltern, 1. Aufl., Berliner Taschenbuch Verlag, Berlin
- Siedler, Wolf Jobst (2004): Wir waren noch einmal davongekommen - Erinnerungen, 1. Aufl., Siedler Verlag, München

- Simmel, Georg (1984): *Brücke und Tür*, in ders.: *Das Individuum und die Freiheit – Essays*, 1. Aufl., Verlag Klaus Wagenbach, Berlin, 7-11
- Thomae, Hans (1999): *Psychologische Biographik. Theoretische und methodische Grundlagen*, in: ders. und Gerd Jüttemann (Hg.): *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften*, 1. Aufl., Beltz Taschenbuch, Weinheim und Basel, 75-97
- Wagner-Egelhaaf, Martina (2005): *Autobiographie*, 2. Aufl., Verlag J.B. Metzler, Stuttgart/Weimar
- Waldmann, Günter (2000): *Autobiographisches als literarisches Schreiben*, 1. Aufl., Schneider Verlag, Hohengehren
- Wirth, Uwe (2002): *Der Performanzbegriff im Spannungsfeld von Illokution, Iteration und Indexikalität*, in ders. (Hg.): *Performanz – Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, 1. Aufl., Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M., 9-60
- Wirth, Uwe (2004): *Das Vorwort als performative, paratextuelle und parergonale Rahmung*, in: Jürgen Fohrmann (Hg.): *Rhetorik – Figuration und Performanz*, 1. Aufl., Verlag J.B. Metzler, Stuttgart/Weimar, 603-628